Michael Phillips

Am Anfang der Ewigkeit

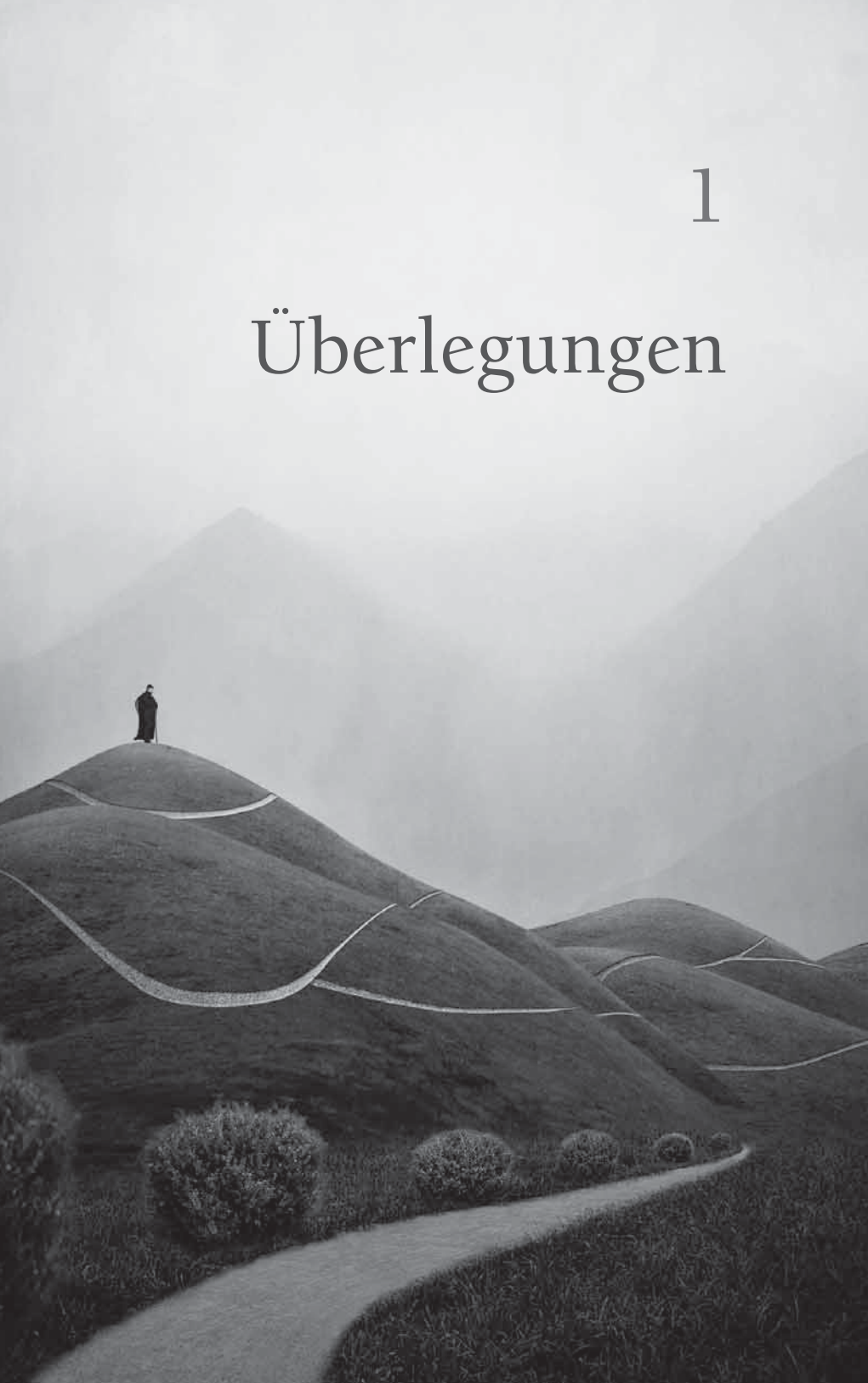
Roman

Aus dem Englischen
von Antje Balters

GerthMedien

1

Überlegungen



Ich hatte schon seit ein paar Monaten vorgehabt, mich eine Zeit lang zurückzuziehen, um wieder zu schreiben.
Mein Terminkalender war der helle Wahnsinn gewesen in den vergangenen zwei, drei Jahren, seit mein Buch *Der Christus-Mythos* auf Platz 1 der New York Times-Bestsellerliste gestanden hatte. Ich war ziemlich ununterbrochen unterwegs gewesen zu Lesungen, Vorträgen, Fernsehauftritten, Autogrammstunden und Rundfunkinterviews, und sogar ein Besuch im Weißen Haus in Washington und beim Premierminister in London in der Downing Street war dabei gewesen. Ich hatte deshalb kaum Zeit für mich selbst gehabt.

Schon lange vor Erscheinen meines Buches war ich bekennender Atheist gewesen, aber mit so heftigen Reaktionen auf die Aussagen darin hatte ich nicht gerechnet. Natürlich hofft jeder Autor, dass er den Nerv der Zeit und der öffentlichen Meinung trifft mit dem, was er schreibt, aber ich hatte ehrlich gesagt völlig unterschätzt, wie viele denkende Männer und Frauen in der westlichen Welt bereit waren, den schädlichen Einfluss von Religion im Allgemeinen und den des Judentums und des Christentums im Besonderen zu bestätigen. Ich war darüber natürlich höchst erfreut, aber dass etliche Millionen von Menschen so begeistert meine Herausforderung annahmen, den uralten Voodoozauber des Ersteren und die engstirnigen Überzeugungen des Letzteren abzulegen, das war sowohl für mich als auch für meinen Verleger eine echte Überraschung gewesen. Die maroden Denkgebäude der beiden Glaubenssysteme fielen unter einer genaueren Überprüfung durch die Moderne in sich zusammen, und ich war glücklich darüber, zu diesem Zusammenbruch einen Beitrag zu leisten.

Die Zeit seitdem war zwar aufregend und beglückend

gewesen, aber auch hektisch und anstrengend. Ich hatte einen Folgeband zu dem ersten Buch im Kopf, und zwar eine historische Chronik der Exzesse, Grausamkeiten und des Bösen, das das Juden- und Christentum von den Anfängen bis in die Gegenwart angerichtet hatte. Und auch an einen dritten Band dachte ich schon, in dem ich alle philosophischen Argumente und Beweise gegen die Existenz Gottes zusammentragen wollte, von den alten Griechen bis hin zum aufgeklärten wissenschaftlichen Rationalismus der Gegenwart. Ich hatte nämlich im Laufe der Zeit die Erfahrung gemacht, dass die Menschen in ihrem tiefsten Inneren selbst auf dem Sterbebett noch über so viel gesunden Menschenverstand verfügten, dass sie das Offensichtliche erkennen konnten – nämlich, dass es ein Wesen wie „Gott" einfach nicht geben kann. Gleichzeitig waren aber die meisten so sehr an einen überlieferten Aberglauben gebunden, dass sie Angst hatten, sich das einzugestehen. Ich hoffte, die sachlichen historischen und philosophischen Beweise liefern und ihnen dadurch die Möglichkeit eröffnen zu können, diesen Aberglauben hinter sich zu lassen und die Freiheit modernen, fortschrittlichen Denkens ergreifen zu können. Durch meinen übervollen Terminkalender war ich allerdings mit den beiden Folgebänden noch kein Stück weitergekommen.

Schließlich schaufelte ich mir einfach zwei Wochen frei und blockte diesen Zeitraum dann konsequent in meinem Kalender. In dieser Zeit wollte ich mich in die Berghütte eines Freundes in den Rocky Mountains in Colorado zurückziehen und hoffte, zumindest eine Gliederung der beiden geplanten Folgebände zustande zu bekommen, einen groben inhaltlichen Abriss und vielleicht sogar die Rohentwürfe von zwei, drei Kapiteln jedes der beiden Bücher.

Außerdem wollte ich wieder regelmäßig etwas für meine Gesundheit tun, denn auch das hatte ich seit dem Erscheinen meines ersten Buches aus lauter Hektik und Zeitdruck vernachlässigt. Früher war ich regelmäßig gelaufen, aber weil ich fast nur noch in Hotels wohnte, immer wieder mit dem Jetlag zu kämpfen hatte und zudem ständig an Orten war, an denen ich mich überhaupt nicht auskannte, war Joggen schwierig, und das Training in Fitnessräumen an Maschinen war absolut nicht mein Ding. Erschwerend kam noch hinzu, dass meine Ernährung unterwegs meiner Gesundheit nicht gerade zuträglich war, denn ich aß eigentlich ausschließlich in Restaurants, was deutlich an meinem Bauchumfang zu erkennen war. Seit Erscheinen des Buches hatte ich rund zehn Kilo zugenommen, und beim Treppensteigen schnaufte ich stärker, als mir lieb war. Ich hatte schon immer einen leicht erhöhten Cholesterinspiegel gehabt, den ich allerdings durch das regelmäßige Joggen immer ganz gut im Griff gehabt hatte, aber jetzt war nicht nur mein Gewicht, sondern auch mein Cholesterinwert deutlich zu hoch. Mein Arzt hatte mir geraten, ein cholesterinsenkendes Medikament zu nehmen, aber das wollte ich nicht. Ich versicherte ihm, dass ich bald wieder regelmäßig laufen würde und sich dann mein Gewicht und die Cholesterinwerte von selbst wieder einpendeln würden.

Das war also eine zweite Priorität für meinen zweiwöchigen Rückzug in die Berge. In der unmittelbaren Umgebung der Hütte gab es jede Menge Wege, die sich ideal zum Wandern und Joggen eigneten. Ich würde also jeden Tag laufen und mich außerdem gesund ernähren. Das nächste Restaurant war fast zehn Kilometer entfernt, und meine Frau hatte mir für zwei Wochen vorgekochte Mahlzeiten eingepackt und alles an

Lebensmitteln, was ich sonst noch brauchte – Haferflocken, Salat, viel frisches Obst und Gemüse, Säfte, gesunde Snacks, Käse, Nüsse, Vollkornbrot, Joghurt, mehrere gegrillte Hühnchen … also echtes Gesundheitsessen. Und es gab dort meilenweit weder Cola noch Big Macs!

So machte ich mich also in der dritten Juniwoche auf den Weg in die Berge. Das Auto war schwer beladen mit Literatur für die Recherche zu den geplanten beiden Büchern, zwei Laptops, meinen Laufschuhen und mehreren randvollen Kühlbehältern mit dem gesunden Proviant, den meine Frau liebevoll hergerichtet hatte.

Und noch ein weiterer Punkt stand auf meiner To-do-Liste – ein bereits ewig aufgeschobener Brief an meinen Vater, und dieser Punkt würde sich möglicherweise sogar als das schwierigste Projekt von allen erweisen. Ich hatte meinen Vater immer als distanziert, kühl und überkritisch empfunden. Nichts, was ich tat, war ihm je gut genug gewesen. Nie hatte ich seine Zustimmung oder gar Anerkennung gewinnen können. Lange hatte ich unter dem Druck gelitten, den das bei mir erzeugte, aber während meines Studiums hatte ich mich dann emotional völlig von ihm distanziert und das hatte sich seither auch nicht wieder geändert. Wir hatten eine dieser sogenannten „entfremdeten" Beziehungen, die ja in der heutigen Zeit offenbar völlig normal sind. Mit den „Verletzungen", so nannte man das wohl, zu denen diese kalte und überkritische Haltung meines Vaters bei mir geführt hatte, ging ich auf meine ganz eigene Art um. Ich las ein paar populärwissenschaftliche psychologische Bücher, die mir bestätigten, dass ich trotz der Narben, die das Verhalten meines Vaters bei mir hinterlassen hatte, ganz okay war. Unsere Beziehung blieb jedoch angespannt, schwierig und wortkarg.

Ich weiß, dass meine unverblümt atheistischen Ansichten für meinen Vater und meine Mutter ein Problem waren. Meine Eltern waren zwar keine gläubigen Menschen, und ich war in einem ganz und gar modernen und fortschrittlichen Umfeld groß geworden, aber dass ich zum internationalen Wortführer des Atheismus wurde, das war selbst für sie etwas zu viel. Vor etwa einem halben Jahr hatte ich jedoch von meinem Vater einen sehr offenen und aufrichtigen Brief bekommen, und ich hatte noch immer keine Ahnung, wie ich darauf reagieren sollte. Es sah ihm so gar nicht ähnlich, sich dermaßen offen, ehrlich und von Herzen mitzuteilen. Im Wesentlichen stand in dem Brief, dass er mich liebte, dass er wisse, wie sehr er mich in vielerlei Hinsicht enttäuscht habe, dass er aber sehr stolz auf mich sei … als Mensch und auch als Mann. Er könne zwar nicht alle meine Ansichten teilen, sei aber geehrt, dass ich sein Sohn sei. Als ich den Brief gelesen hatte, war mein erster Gedanke gewesen, dass er unheilbar krank sein musste und jetzt versuchte, mit allen Menschen ins Reine zu kommen, die ihm etwas bedeuteten. Es stellte sich jedoch heraus, dass dies nicht der Fall war.

Sein Brief hatte mich so durcheinandergebracht, dass ich die Beantwortung jetzt schon ein halbes Jahr lang vor mir herschob, aber mir war auch klar, dass das nicht ewig so weitergehen konnte. Ich wusste nicht, was ich schreiben sollte, ob ich eingestehen sollte, wie sehr mich der Zustand unserer Beziehung quälte, aber schreiben *musste* ich ihm auf jeden Fall.

Bei strahlendem Sonnenschein kam ich nachmittags an der etwa in zweitausend Meter Höhe gelegenen Berghütte an. Die Luft dort oben war frisch und klar. Es lagen noch letzte Reste von Schnee, und die Berggipfel um mich her waren alle noch

weiß. In welcher Höhe ich mich befand, spürte ich sofort, als ich meine Sachen aus dem Wagen lud und ins Haus brachte. Wenn ich zu Hause beim Treppensteigen schnaufte, so genügte hier bereits die geringste Anstrengung, um völlig fertig zu sein. Schon nachdem ich die ersten beiden Bücherkisten vom Auto zur Veranda getragen hatte, musste ich mich hinsetzen und verschnaufen!

Puh!, sagte ich zu mir selbst. *Joggen in zweitausend Meter Höhe – das kann ja heiter werden. Entweder es bringt mich um, oder ich werde ganz schnell wieder topfit.*

Den ersten Abend genehmigte ich mir noch Freizeit. Ich machte ein Feuer in dem riesigen Kamin aus Naturstein an, packte dann meine Bücher und Computer aus und richtete mir meinen Arbeitsplatz ein, sodass ich am nächsten Morgen gleich loslegen konnte. Nachdem ich noch meine Familie angerufen hatte, um mitzuteilen, dass ich gut angekommen sei, machte ich einen – sehr langsamen – Spaziergang in der kühlen Abendluft. Dann läutete ich den Abend mit einem der leichten mitgebrachten Abendessen ein, gefolgt von einer Tasse Tee und einem Buch, das ich einfach zum entspannten Lesen mitgebracht hatte.

Ich schlief tief, traumlos und lange. Nur manchmal spürte ich im Halbschlaf, wie sich meine Lunge mit der köstlich kühlen, frischen Luft füllte, wobei es sich beinah anfühlte, als tränke ich sie, als trüge sie die nächtliche Brise von einem der kristallklaren Bergbäche zu mir, die von dem Wasser der Gletscher hoch oben auf den Berggipfeln gespeist wurden.

In der Nacht wurde es richtig kalt, also machte ich am Morgen als Erstes Feuer im Kamin und kochte eine Kanne Kaffee. Während ich darauf wartete, dass es in der Hütte warm wurde,

zog ich alle Sachen an, die ich dabeihatte, und trat mit einem dampfenden Becher Kaffee hinaus auf die große Holzveranda, die um die gesamte Hütte lief, um mir das Schauspiel anzusehen, wie die Sonne ganz langsam über den Bergen aufging.

Ich setzte mich nacheinander auf mehrere der Stühle auf der Veranda und genoss den atemberaubenden Blick. In solchen Augenblicken verspürte ich doch so etwas wie neidvolle Bewunderung für das Argument der Christen, dass *all das* um mich her unmöglich nur durch Zufall entstanden sein könne. Das war das denkbar menschlichste Argument dafür, dass die Schöpfung von der Hand Gottes hervorgebracht worden sein muss, auch wenn diese Schlussfolgerung natürlich fehlerhaft war. Allerdings war das Argument – dass jeder Plan einen Planer haben muss, jedes Gemälde einen Maler, jede Erfindung einen Erfinder, jedes Meisterwerk einen Meister – ja an und für sich nicht völlig abwegig. Der Darwinismus hatte ohne jeden Zweifel bewiesen, dass sehr wohl vieles in der Natur ohne Planung oder einen Plan entstanden ist. Alles, was wir tagtäglich um uns her sehen, ist zwar der vielfache Beweis für Schönheit, Ordnung, Struktur, Symmetrie … aber es ist eben auch einfach nur ein Produkt der physikalischen Gesetze des Universums, mehr nicht. Wenn man bis ganz zum allerersten Ursprung zurückgeht, dann ist das Argument eines Planes als Beweis für die Existenz Gottes erledigt. Doch wie gesagt, ich fand, dass es immerhin ein achtbares Argument war. Die schiere Schönheit und das Wunder dieser Welt konnten einen wirklich mit Ehrfurcht erfüllen.

Ich trank einen Schluck Kaffee und dabei drifteten meine Gedanken weiter zu der allgegenwärtigen Dichotomie, mit der Atheisten wie Deisten gleichermaßen konfrontiert sind, und

zwar dem verwirrenden, faszinierenden, unlösbaren Zusammenspiel von Glaube und Zweifeln.

Lässt sich die Existenz Gottes *beweisen*? Natürlich nicht. Es hat ihn noch nie jemand gesehen. Lässt sich aber andererseits beweisen, dass es Gott *nicht* gibt?

Genau diesem Anliegen, öffentlich für die Richtigkeit dieser letzteren Schlussfolgerung zu sprechen, widmete ich mein Leben, selbst wenn mir natürlich wie jedem anderen klar war, dass es auch dafür keinen Beweis gibt. Ich war bereit, mein Leben einzusetzen für die Überzeugung, dass alle Indizien – ja sogar die Fakten – für den Atheismus sprechen.

Doch die Christen waren da nicht so überzeugt. Wo war mein Beweis? Die Menschen glauben, was sie glauben wollen. Sie glauben, was sie glauben, weil sie sich dafür entscheiden.

Atheismus und Deismus versuchten also beide, etwas zu erforschen, was sich der menschlichen Erkenntnis entzieht. Das ist das große Patt des Universums. Es gibt keine hieb- und stichfesten Beweise.

Wenn ich jetzt also den Versuch unternahm – und ich hoffte, noch an diesem Tag damit beginnen zu können –, die vielen Argumente und sogenannten Beweise beider Seiten zu dieser Frage gegenüberzustellen, war mir klar, dass ich nicht davor zurückschrecken durfte, genau diesen Aspekt des philosophischen Problems anzugehen. Ich konnte nicht *beweisen*, dass es keinen Gott gab, genauso wenig wie die Christen *beweisen* konnten, dass ein Mann namens Jesus vom Tod auferstanden ist.

Ich lächelte vor mich hin, als ich mich an einen Wortwechsel mit einem temperamentvollen jungen Christen in einer Frage-und-Antwort-Session ein paar Tage zuvor erinnerte.

„Wenn Sie recht haben“, hatte er gegen meine Thesen argumentiert, „dann ist es doch sowieso egal. Dann gibt es kein Leben nach dem Tod, und niemand wird es je erfahren. Wenn Sie unrecht haben und es Gott wirklich gibt, dann werden Sie eines Tages aufwachen und sich in der Hölle wiederfinden. Warum dieses Risiko eingehen?“

Das war das einfältigste aller Argumente von Christen – die klassische Argumentationsschiene, die auf etwas beruht, das man als „Pascals Wette“ bezeichnet. Diese Argumentation ist bei den Christen offenbar besonders beliebt. Mindestens einmal pro Monat wurde sie mir als Begründung für religiöse Überzeugungen präsentiert.

Eine kindischere Argumentation war allerdings kaum denkbar. Was war mit der Wahrheit, von der sie so gern sprachen? Das Warum-das-Risiko-eingehen-Argument war kein bisschen schlüssiger als das idiotische alte „Es steht in der Bibel und deshalb glaube ich es“.

Andererseits zeigte die Ungewissheitsargumentation, wie ich sie nannte, dass Zweifel bei philosophischen und religiösen Fragen eine ebenso große Rolle spielen wie Glaube. War denn überhaupt jemand frei von Zweifeln? Ich hatte mit genügend ehrlichen und aufrichtigen Christen gesprochen, um zu wissen, dass es, wenn sie sich selbst gegenüber wirklich brutal ehrlich waren, bei allen Zeiten gab, in denen sie sich fragten, ob das, was sie glaubten, wirklich wahr war. Allerdings waren Christen, die das zugeben konnten, schon etwas sehr Ungewöhnliches.

Was mich anging, so hatte ich eigentlich keine Zweifel an meinen Überzeugungen. Ich hatte keine Angst, eines Tages Gott zu begegnen und von ihm ins Höllenfeuer geworfen zu werden. Komischerweise gab es aber auch Zeiten, da gestattete

ich es mir, in Bezug auf eine solche Begegnung meiner Fantasie freien Lauf zu lassen. Das würde wirklich ein peinliches Zusammentreffen werden!

Ich hätte natürlich niemals zugegeben, dass es irgendwo in meinem Hinterkopf eine solche Vorstellung gab, so wie sich ja auch die meisten Christen ihre Zweifel nicht eingestanden. Und niemals hatte ich solche Gedanken – weder in gedruckter noch in gesprochener Form – auch nur angedeutet … und würde es auch niemals tun. Nicht auszudenken, was es für meinen Ruf als angriffslustiger Atheist bedeutet hätte, wenn mir so etwas herausgerutscht wäre! Meine Kollegen hätten sich auf jeden Fall endlos das Maul darüber zerrissen. Und das wirklich Allerletzte, was ich mir wünschte, war eine Reihe von Gebetsfrühstücksveranstaltungen, bei denen mein Seelenheil der Haupttagesordnungspunkt war.

Dennoch verlieh der Aspekt von Glaube und Zweifel einer ansonsten doch ziemlich unpersönlichen philosophischen Debatte eine faszinierende Dosis persönlicher Note.

Während ich meine Überlegungen fortsetzte, die sich nach und nach zu den Themen verbanden, wegen denen ich hergekommen war, ging ich wieder ins Haus zurück. Es war immer noch kalt in der Hütte, aber ich war jetzt so weit, etwas zu essen und mich dann an die Arbeit zu machen.

Im Laufe des Tages überfiel mich dann aber trotz des erfrischenden Schlafes in der vergangenen Nacht nach und nach eine große Trägheit und Lustlosigkeit. Ich fühlte mich nicht zehn, sondern zwanzig Kilo schwerer, und das Atmen machte mir solche Mühe, dass es richtig unangenehm war. Die Auswirkungen der Höhenluft waren doch heftiger, als ich angenommen hatte.

Eigentlich hatte ich vorgehabt, an diesem Nachmittag das erste Mal joggen zu gehen, doch stattdessen hielt ich einen Mittagschlaf, nach dem ich noch müder und kurzatmiger war.

Als ich schließlich am Abend ins Bett ging, war ich völlig fertig.

2

Ein Erwachen

Meine zweite Nacht in den Bergen verlief nicht so angenehm wie die erste. Ich wurde häufig wach und hatte jedes Mal das Gefühl, nicht genug Luft zu bekommen. Dabei empfand ich eine unglaubliche Enge in der Brust und konnte nicht richtig durchatmen. Jedes Mal, wenn ich wieder in den Schlaf glitt, verfolgten mich seltsam undeutliche Träume, und unterbewusst bekam ich mit, dass ich mich unruhig hin und her wälzte.

Gelegentlich wurde ich von Schmerzen in der einen Schulter wach, schlief aber jedes Mal wieder ein, bis mir plötzlich ein so heftig stechender Schmerz zwischen die Rippen fuhr, dass ich unwillkürlich mit der Hand an die Stelle an der Brust griff. Der Krampf war heftig, ließ dann aber nach ein paar Sekunden wieder nach. Und im nächsten Augenblick befand ich mich dann in einem Traum, der lebhafter war als alle vorangegangenen.

Ein helles Traumbild von den Bergen, die ich am Morgen betrachtet hatte, stieg vor meinem inneren Auge auf. Mein erster Gedanke war, dass es schon wieder Morgen war und ich wieder auf der Veranda saß, aber dann wurde mir schnell klar, dass der Blickwinkel auf die Berge ganz anders war. Es konnte nicht sein, dass ich auf der Terrasse saß, denn dafür waren die Berggipfel viel zu nah. Ich befand mich viel zu weit oben. Als ich mich umschaute, war ich absolut fassungslos darüber, dass sich das Dach der Hütte unter mir befand. Neben dem Haus stand mein blauer Volvo.

Ich flog hoch über allem zwischen den Bergen umher. *Was für ein toller Traum*, dachte ich, denn schon seit frühester Kindheit hatte ich immer davon geträumt, fliegen zu können. Alle meine schönsten Träume, an die ich mich erinnern konnte, hatten sich immer ums Fliegen gedreht, aber an diesem hier

war irgendetwas seltsam anders. Er war einfach *zu* real. Es fühlte sich an, als flöge ich tatsächlich! Es machte mir unglaublichen Spaß, und mich umgab ein Gefühl von Wohlbehagen, Macht und grenzenlosem Leben. Die Schmerzen waren weg, und alle Schwere des Tages löste sich in purer Leichtigkeit auf. Ich war schwerelos!

Immer höher und höher stieg ich, bis die Hütte, die Bäume und die Flüsse unter mir verschwunden waren. Schon bald verblassten sogar die Berggipfel unter mir. Ich war zwischen den Wolken … flog … flog ins unendliche Blau.

Dann verschwammen auch das Blau und die Wolken, das Gefühl zu fliegen ließ langsam nach, und ich war von einer leuchtend klaren Helligkeit umgeben. So wie schon zuvor die köstliche Bergluft bei Nacht, war auch dieses Licht so voller Leben, dass ich es schmecken, trinken, essen konnte. Es ging *durch mich hindurch* und *in mich hinein*, als würde das Blut in meinen Gefäßen und Adern bis hin zu den kleinsten Blutkörperchen gegen lebendiges, pulsierendes Licht ausgetauscht.

Dieses Licht war reine Energie. Mein Körper hatte jede Masse verloren, aber mein Bewusstsein blieb, war jedoch jetzt *reines* Bewusstsein, nur noch Sein. Ich wurde von Lichtwellen bombardiert, die sich in Lichtgeschwindigkeit bewegten, aber auch sie hatten keine Masse. Ich war lebendig und schwebte – oder flog! – inmitten von Einsteins geheimnisvoller Gleichung verschmelzender Energie, Masse und Lichtgeschwindigkeit. Ich spürte nichts von dem Angriff der Lichtwellen … nur Energie – lebendige Energie.

Schon bald merkte ich, dass ich nicht mehr in den flüchtigen Sphären des leeren Raumes schwebte, sondern aufrecht stand, obwohl ich nichts von meiner Umgebung sehen konnte. Als ich

diese Veränderung zum ersten Mal wahrnahm, wusste ich nur, dass ich in einer Art Wasserfall aus Licht stand, das von allen Seiten kam.

Zum ersten Mal beschlich mich jetzt ein vages Gefühl von Beunruhigung. Ich merkte, dass dies hier anders war als alles, was ich bisher jemals geträumt hatte. Dieser Schleier des Unwirklichen, der in Träumen normalerweise über allem liegt, und durch den eine seltsame Unwirklichkeit entsteht, fehlte nämlich völlig. Meine Sinne fühlten sich wacher an als je zuvor, ja, ich fühlte mich lebendiger denn je! Jeder meiner Sinne hatte sich dramatisch verstärkt.

Die Veränderungen, die sich vollzogen, traten schrittweise, aber rasch ein. Ich empfand den Impuls, loszugehen. Dabei spürte ich zwar nicht, dass meine Beine und Füße meiner Aufforderung gehorchten, wohl aber, dass eine Art Sog von unbekannter Quelle mich vorwärtsbewegte. Ich nahm wahr, wie das Licht rechts und links und über mir vorbeizog, aber zu sagen, dass ich mich wie durch einen Lichttunnel bewegte, hätte es auch nicht getroffen, denn das Licht war überall, und ich bewegte mich in diesem Licht vorwärts.

Aus Gesprächen mit gläubigen Menschen und durch die vielen Geschichten, die mir von Menschen aufgedrängt worden waren, um mich zu bekehren, kannte ich die Berichte zur Genüge, in denen die Betroffenen sich durch einen Tunnel bewegen und von einem strahlenden Licht in der Ferne wie magisch angezogen wurden.

Wie seltsam, dachte ich, *jetzt habe ich selbst so einen Traum*. Mir war also offenbar gar nicht bewusst gewesen, wie tief die Fantasien anderer Menschen in mein Unterbewusstsein vorgedrungen waren.

Und mein Staunen nahm noch zu. Ich hatte ganz sicher noch nie einen Traum gehabt, der sich dermaßen real anfühlte! Ich verspürte weiter den Drang zum Licht hin und ins Licht hinein, und ich konnte nicht anders, als diesem Drang nachzugeben.

Langsam nahm ich auch meine Umgebung wahr und erkannte immer mehr Vertrautes. Vage Umrisse der Berge, die ich hinter mir zurückgelassen hatte, kamen wieder in Sicht, ein Anblick, der mich beruhigte. Vielleicht würde ich ja bald wieder in die Hütte zurückkehren und würde dort immer noch im Bett liegen und schlafen. Aber dem war nicht so, denn ich sah jetzt ganz in der Nähe, zwischen mir und den Bergen, weite Wiesen und Felder und Täler und Wälder, die sich in alle Richtungen erstreckten. Langsam kehrte das Gefühl in meine Füße zurück. Ich ging auf dem dichtesten Rasen, den man sich nur vorstellen kann – einem weichen Teppich aus sattem Grün.

Es fühlte sich an wie ein herrlicher Sommernachmittag. Die Luft war warm und duftete, und es wehte der Hauch einer Brise, die die unglaublichsten Aromen mit sich trug, die Gerüche des Lebens. Überall blühten Blumen, und der Duft jeder einzelnen von ihnen war schon im Vorbeigehen so intensiv, wie ich es im realen Leben nie erlebt hatte. Jede Pflanze, jeder Strauch, jeder Baum war auf wundersame Weise kraftvoll lebendig.

Das hier war ein seltsamer Schauplatz für einen Traum und dennoch beunruhigend real. Ich fühlte mich wie an einem Ort, an dem ich schon einmal gewesen war, einem Land längst vergessener Kindheitstage, aber noch viel älter; irgendwie vertraut und jetzt wieder ganz neu in die Erinnerung getreten, als ein Ort, an dem ich eigentlich schon immer hatte leben sollen. Ein Anfall von Sehnsucht packte mich, ein Gefühl, das ich nicht

anders beschreiben kann als *Freude* … so wie die Freude über eine verlorene Heimat, an die man sich plötzlich erinnert.

Als ich mich weiter umblickte und staunend alles aufnahm, was ich sah und hörte, erkannte ich, wie sich aus der Ferne die Gestalt eines Mannes näherte.

Ein Schauer der Ehrfurcht durchfuhr mich.

Ich erkannte ihn sofort. Ich kann nicht sagen, wie er gekleidet war, und auch sein Gesicht, das im Näherkommen langsam aus dem Licht auftauchte, könnte ich nicht beschreiben. Er hatte jedenfalls keinerlei Ähnlichkeit mit all den üblichen Bildern, die ich von ihm gesehen und als unwürdig abgelehnt hatte.

Mein Gott!, rief ich aus. *Das kann nicht sein!*

Aus meiner Ehrfurcht wurde Schrecken, und ich begann am ganzen Körper zu zittern. Und plötzlich wurde mir die Realität meiner Wachheit bewusst. Das hier war gar kein Traum!

Entgegen aller Hoffnung schüttelte ich den Kopf und versuchte verzweifelt, mich selbst zu wecken aus etwas, das für einen wie mich der schlimmste aller denkbaren Albträume sein musste.

Aber vergebens. Er kam näher, wurde dann langsamer und blieb vor mir stehen. Ich versuchte, seinem Blick auszuweichen, doch ich konnte einfach nicht wegschauen. Seine Augen überwältigten meine, suchten mein Innerstes, und als er bis in die Tiefen meines Seins vordrang, sah ich mich zum ersten Mal selbst.

Ich war der größte aller Dummköpfe gewesen.

Doch diese Erkenntnis kam leider zu spät.